

Frühstück im Januar

„Ich will einen Schwanz in meinem Arsch, einen schön festen, harten Schwanz. Aber den Schwanz einer Frau, und ich will den Schwanz einer Frau lutschen.“

John liest es nochmal vor, diesmal lauter, als ob ich es beim ersten Mal nicht gehört hätte. Er steht nackt vor dem Bett und hält den Schreibblock von sich, als wäre er weitsichtig. Regen wirft sich vor die Fenster, die Stereoanlage brummt und leuchtet ihr Blau in den Raum. „Bitte stöbere nicht in meinem Rucksack herum“, sage ich, meine Stimme klingt verklebt. „Ich habe nicht gestöbert“, sagt John und kratzt sich am Sack. „Ich war nur auf dem Klo. Du solltest aufhören, auf dem Klo zu schreiben.“ Er hat einen Joint in der Hand, keine Ahnung, wo er den plötzlich her hat, vermutlich auf dem Klo gebaut.

„Warum schreibst du so hässliche Sachen?“, fragt John und sieht mich direkt an.

„Wer sagt, dass Literatur schön sein muss. Die Literatur, die die Menschen unterhält, ist nichts als Propaganda – sie hält den Verbraucher bei Laune.“

John schaut mich komisch an, er runzelt die Stirn, reicht mir den Joint und sagt, er mache jetzt Frühstück. Wir kennen uns, seit wir elf sind. Wir sind auf dieselbe Schule gegangen, waren zusammen im Fußballverein, wir haben das erste Mal zusammen Blitze genommen, und LSD auch. Nur Koks hat er ohne mich probiert und erzählt seitdem ständig davon. Wir haben auch zusammen Abitur gemacht. Einmal habe ich ihn ins Krankenhaus gefahren, als er vor einen Club verprügelt wurde. Wir wurden angehalten und ich habe meinen Führerschein verloren. Er war lange sauer auf mich, weil ich ihm vor dem Club nicht geholfen habe. Im Sommer 2002 hat er meine damalige Freundin gefickt. Er denkt immer noch, ich wüsste es nicht. Aber ich habe aufgehört, auf sein Geständnis zu warten. Ich habe eine Ausbildung gemacht, er ist nach Dresden gezogen. Ich habe ihn oft besucht, aber ich war neidisch, wollte auch studieren und auf Studentenpartys zu lange feiern. Dann haben wir uns für zwei Jahre nicht gesehen. Später kamen die Sozialen Medien und wir haben uns viel geschrieben über Facebook.

Ich war mittlerweile nach Berlin gezogen. John kam mich auf einmal oft besuchen, „Electro-City“ Berlin. Aber er kam nicht zu mir, sondern um in Berlin zu ficken; er ließ Frau und Tochter in Dresden. Seine Frau heißt Teresa, seine Tochter Amelie. Ich habe sie erst zwei Mal gesehen. Die Kleine ist süß, sie sieht aus wie John. Mit John hatte ich auch meinen ersten Dreier, als wir zusammen im Urlaub in Bulgarien waren. John fickt gut. Er ist hart und zärtlich zugleich, er ist pervers aber nicht krank, er kennt keine Grenzen, aber er benimmt sich, er ist nicht respektlos. Sie hieß Maria.

„Wir hätten sie gestern alle ficken können. Die eine Kleine, mit dem gestreiften Top und dem geilen Arsch, die stand voll auf dich. Aber du hast es wieder voll versaut“, ruft John aus der Küche.

„Lass mich in Ruhe“, sage ich vor mich hin, ich weiß nicht, ob er es gehört hat.

„Außerdem hast du viel zu leise gelesen gestern, man hat dich kaum gehört.“

„Was hat das jetzt damit zu tun? Es gab kein Mikrofon und ich schreie nicht. Mein Vater hat geschrien, aber ich, ich schreie nicht“, schreie ich aus dem Schlafzimmer.

John tritt in die Tür, er sieht mich an und runzelt die Stirn. Ich reiche ihm den Joint zurück, er nimmt ihn und geht zurück.

„Warum hast du keine gefickt, hm?!“

John antwortet nicht. Ich stehe auf und folge ihm in die Küche.

„Du schämst dich für deine Glatze, oder? Und weil du nicht lächeln kannst. Wenn du lächelst, ist das, als wäre irgendwo ein Glas zersprungen.“ John schaut mich nicht an, er schmeißt Speck in eine Pfanne und kippt Öl drüber. Ich könnte ihn jetzt fragen, wie es seiner Tochter geht und wie oft er sie sehen darf. Mich würde das sehr interessieren, ich Sorge mich etwas um ihn. Aber wenn ich ihn das frage, würde er nur schlechte Laune bekommen, und es ist noch früh am Tag. Außerdem fragt er mich ja auch nicht, wie es mit Marta und Paul läuft. Das ist Freundschaft.

Dresden ist schön im September. Meiner Meinung nach ist es sogar die schönste Stadt Deutschlands. Wenn nur diese PEGIDA-Wichser nicht wären. Das werden ja nicht weniger, sondern immer mehr Idioten. Gestern sind wir erst auf der Anti-PEGIDA-Demo

gewesen, war aber langweilig. Und wenn ich schon mal in Dresden bin, muss ich auch lesen, in der Neustadt, im Bluenotes. Ich lese dort immer, wenn ich in der Stadt bin. John und ich haben mal bei dem Besitzer übernachtet, weil wir Johns Meinung nach zu betrunken waren, um zu ihm nach Hause und zu seiner Frau zu gehen. Am nächsten Morgen hat sie uns dann nicht geglaubt, dass wir nicht bei „irgendwelchen Frauen“ waren. Dabei war es eines der wenigen Male, in denen John keine gefickt hat. Sie haben lange gestritten, ich habe mich um Amelie gekümmert, wir haben mit ihren Puppen gespielt. Jedenfalls kann ich seitdem immer im Bluenotes lesen, wenn ich in Dresden bin. Mike, der Besitzer, macht den Jazz für zehn Minuten aus und ich lese, wir bekommen zwei Freigetranke. Danach sind wir noch in anderen Bars gewesen. John hätte sich fast geschlagen, weil die Leute so scheiße sind, weil sie fürchten, wir würden ihnen die Frauen wegnehmen. Besser, man sagt erst gar nicht, dass man in Berlin wohnt, das macht die Leute hier nämlich irgendwie aggressiv. Warum, das weiß ich nicht. Wir haben viele Leute getroffen, die mit PEGIDA sympathisieren. Sie haben es nicht gesagt, aber wir haben es gewusst, sie haben es irgendwie doch gesagt. Vielleicht sollte man Dresden nochmal bombardieren. Es könnte jedenfalls nicht schaden. Auch, wenn es vielleicht die schönste Stadt Deutschlands ist. Manchmal kommt es einfach auf die inneren Werte an.

„Was meinst du? Wird das mit Dortmund noch was in dieser Saison?“ John schiebt die gehackte Zwiebel in die Pfanne, ich räume leere Bierflaschen und die Bong vom Tisch, um Platz für Teller zu haben. „Keine Ahnung“, sage ich. „Meister werden sie nicht mehr.“

Wir reden noch eine Weile über Fußball, bis das Telefon klingelt. John hat ein Festnetztelefon. Im Grunde rufen da nur seine Mutter, irgendwelche Leute die Umfragen machen oder der Beistand des Jugendamtes an. Deswegen frage ich mich, warum er abnimmt. Es ist seine Mutter. Margot. Er hat tatsächlich eine Mutter, die Margot heißt, ich muss jedes Mal lachen, wenn ich den Namen höre.

Ich haue acht Eier in die Pfanne, Salz, Pfeffer, Oregano. John lehnt am Küchentisch und grüßt seine Mutter von mir. Dabei hatte ich noch gar nichts gesagt. Er erzählt, ich hätte gestern unglaublich gut gelesen. Keine Ahnung, wieso er so lügt. „Nein, aber ich habe nächste Woche ein Bewerbungsgespräch, keine Ahnung, mal sehen, ja ... das wird

schon“, höre ich ihn sagen. Dann reicht er mir den Hörer: „Meine Mutter möchte kurz Hallo sagen.“ Margot erzählt, sie habe früher mal jemanden gekannt, der in Berlin eine Buchhandlung habe, und dass sie ihn mal fragen würde, ob ich dort nicht mal lesen könnte, sie wüsste aber nicht, ob er die Buchhandlung noch habe. Ich verspreche Margot, dass ich sie mal zu einer meiner Lesungen einladen werde, und, dass ich mich sehr freuen würde, wenn sie Kontakte zu Buchhandlungen herstellen könnte, klar. „John möchte dich nochmal sprechen“, sage ich und verabschiede mich übertrieben freundlich.

Ich gehe Zähne putzen. Johns Zahnbürste müsste mal ausgetauscht werden, auch die Zahnpasta ist so gut wie aufgebraucht, das Klo stinkt, das Waschbecken ist schmutzig, der Wasserhahn wackelt.

John telefoniert immer noch. Ich höre ihn lauter werden und die Namen von seiner Ex-Frau und von seiner Tochter.

Als ich aus dem Bad komme, hat er einen neuen Joint gebaut. Ich habe keine Ahnung, wie er das immer macht. Er ist ein Magier.

„Alles OK?“, frage ich und setze mich zu ihm. Er starrt aus dem Fenster und zündet den Joint an. Ich schaue in die Küche: die Pfanne steht auf dem Tisch, der Herd ist aus, wir werden das Ei wohl später essen, kalt. Ich frage mich sowieso schon länger, warum es hier keinen Kaffee mehr gibt. Vielleicht trinken Arbeitslose keinen Kaffee, keine Ahnung.

„Warum hast du keine Freundin?“, fragt mich John.

Jetzt wäre der Moment gekommen, ihm von Paul zu erzählen, und dass ich nach Dresden gekommen bin, weil ich Scheiße gebaut habe und Paul nicht mehr sehen darf vorerst. Aber das wäre ein riesen Ding, er würde erfahren, dass ich ihm seit mehr als zwei Jahren nicht erzähle, dass ich Vater geworden bin – also sage ich: „Nein, zur Zeit nicht.“

„Was ist mit dieser Marta?“, fragt John. „Die war geil.“

„Weg“, sage ich.

Wir schweigen und rauchen.

„Dass ich mit Rebekka geschlafen habe, ... damals ... das weißt du längst, oder!“, fragt er mich. Ich weiß, dass er weiß, dass ich es weiß. Wieso jetzt? Er will von seinen Problemen ablenken, er will andere Probleme schaffen, damit er seine nicht ertragen muss. Ich könnte ihn einfach fragen, was seine Mutter ihn gefragt habe, wie es Amelie geht, wie seiner Ex-Frau, und all diese Dinge.

Aber ich sage: „Ja, das ist mir nicht neu. Ist schon gut, scheiß drauf.“

John antwortet nicht. Das war nicht, was er hören wollte. Früher dachte ich, wir würden uns schlagen müssen, wenn er mir die Affäre beichtet, ich nahm an, es sei meine Pflicht als Mann oder sowas – aber mir ist es wirklich vollkommen egal geworden.

„Bitte versprich mir, dass du mich niemals in einem deiner Texte erwähnen wirst. Ich möchte nie eine deiner Figuren sein, bitte.“ John dreht sich zu mir und schaut mich an, als wolle er zeigen, wie ernst es ihm damit ist.

Ich nicke und verspreche es ihm auch später noch mal hoch und heilig beim Leben meiner Mutter. „Sollte ich jemals etwas über dich schreiben, soll mich der Blitz erschlagen“, sage ich.

Wir schweigen eine Weile, rauchen und schweigen. Es ist vielleicht der schönste Moment seit langem.

Dann frühstücken wir die kalten Eier mit dem kalten Speck und den kalten Zwiebeln, dazu einen warmen Tee, immerhin, viel Ketchup. John holt eine Schale mit Blitzen aus einer Schublade, Blitzen aus Mexiko.

„Wo hast du die denn noch her, und das zu dieser Jahreszeit?“, scherze ich, dabei weiß ich ganz genau, dass Blitze einfach da sind. Sie finden dich, wenn du nicht nach ihnen suchst. So, wie sie in dem Moment mich gefunden haben. „Von so Leuten“, sagt John, die Antwort ist egal.

Blitze schmecken nicht, sehr schlecht sogar, unglaublich bitter; wenn man sie schluckt, muss man sich beinahe übergeben, jedes Mal. Der Körper wehrt sich gegen sie. Aber

sie werden bald über den Körper bestimmen. Ich sehe John neben mir genüsslich kauen. Bald ist die Schale leer, uns ist übel. Wir öffnen einen Wein, um den Geschmack los zu werden. John hat keine Weingläser.

Dann passiert eine Weile nichts. Blitze sind unberechenbar. Manchmal kann es bis zu drei Stunden dauern, bis man etwas merkt. „Merkst du schon was?“, fragt mich John zum vierten Mal. Ich verneine erneut und wir schweigen weiter. Ich fühle mich wie in der Warteschlange einer Achterbahn, vor der mir etwas mulmig ist. Ich will eigentlich gar nicht mitfahren, ich frage mich, warum ich das überhaupt mache, wenn ich doch gar nicht will, aber ich will auch nicht mehr warten, ich will, dass es losgeht, umso schneller bin ich wieder unten. Und wenn ich unten bin, weiß ich genau, dass ich mich nochmal anstellen werde.

„Ließ nochmal die Geschichte, die du im Bluenotes gelesen hast!“, sagt John.

„Gute Geschichte“, sagt John, ohne mich anzusehen. Er kennt sie schon, ich habe sie ihm schon öfter vorgelesen. Der Wein schmeckt schlecht, John geht duschen, ich warte in der Küche und starre gegen die Wand. „War John nicht gerade erst duschen?“, denke ich mir. „Ja, er hat auf jeden Fall schon geduscht.“ Dann denke ich, dass das ein sehr merkwürdiger Gedanke ist, und dass es vielleicht besser wäre, raus zu gehen, raus aus der Wohnung. „John“, rufe ich und trete ins Bad. „Wir müssen raus, draußen ist es gut.“ „Ja, können wir machen“, sagt John ruhig. „Aber wo sollen wir hin?“, fragt er und schaut mich von oben her an. „Keine Ahnung“, sage ich. „Einfach raus, zu den Bäumen, in einen Park.“

„Gute Idee“, sagt John. Er duscht noch eine Weile, ich laufe in der Wohnung auf und ab, habe einen unglaublichen Drang, mich zu bewegen. „Ich wäre dann soweit“, sagt John und steht fertig angezogen vor mir. Er ist merkwürdig; ich bin mir nicht sicher, ob es sich um John handelt. John wäre nie so schnell fertig gewesen. „Draußen ist es gut“, sagt er. Wir schauen uns an und nicken.

Beim Zubinden der Schuhe fühlen sich meine Schnürsenken komisch an, irgendwie anders.

Dann sind wir im Fahrstuhl. Wir halten noch in der sechsten Etage. „Scheiße, nicht die sechs“, murmelt John. Ich habe keine Ahnung, was er meint. Ein alter Mann mit Müllsäcken in der Hand steigt ein, sieht uns kaum an. Wir stehen ruhig, als würden wir verhaftet, wenn wir uns bewegen. Es dauert ewig, bis wir endlich im Erdgeschoss sind. Wir steigen aus, der Mann mit den Müllsäcken hält uns die Haustür auf. Wir bedanken uns übertrieben freundlich und laufen zielstrebig nach links. An einer Kreuzung bleiben wir stehen.

„Ich denke, ich werde nie wieder schreiben“, sage ich.

„Das sagst du oft“, sagt John.

„Ich weiß, aber diesmal ist es mir ernst.“

Wir lachen und können nicht wieder aufhören. Ein Mensch geht vorbei, wir versuchen, uns zusammenzureißen und lachen erneut laut los.

„Endlich drauf“, sage ich. „Warum haben wir uns damit nur wieder den ganzen Tag Zeit gelassen?“

„Ich weiß es auch nicht“, sagt John und legt sich auf den Boden.

Nach einer Weile lege ich mich neben ihn, er fasst nach meiner Hand: Die Blitze kommen ordentlich, die Wirkung ist unheimlich und schlägt jetzt wie plötzlich auf uns ein. Mein Hals ist trocken, wir haben nichts zu trinken mitgenommen. Früher hatten wir immer Wasser dabei und Obst und Zigaretten.

Der Sonnenuntergang leuchtet den Park in ein helles Orange. „Wenn es erstmal dunkel ist, ist es einfacher“, sagt John. Ich weiß, dass er Recht hat und wundere mich zugleich, dass es schon so spät ist. Mit John vergeht die Zeit anders; es ist spät, aber noch nie zu spät gewesen.

Das Gras ist feucht. Wir helfen uns gegenseitig beim Aufstehen, mein ganzer Rücken ist nass. Früher haben uns unsere Eltern vor den Parks in den Städten gewarnt. Dort werden uns die Organe rausgeschnitten, wenn wir auf den Bänken einschlafen, und Frauen werden vergewaltigt, und wenn man allein durch einen Park geht, wird man

ausgeraubt. Nicht nur in den Parks. In den Großstädten regiert der Teufel. Aber wir sind alle weggegangen; haben der Heimat den Rücken gekehrt, sehen uns an Weihnachten, Ostern und an ausgewählten Wochenenden im Dorf der Eltern. Es gibt dort nichts zum Bleiben. Es gibt nur Stille und Ruhe – nichts für uns. Und es gibt keine Arbeit, keine Uni, keine Frauen, keine Wohnungen, keine Bars, keine Clubs. Drogen gab es schon, dafür hätten wir nicht in die Städte ziehen müssen. Und Frauen gab es natürlich auch, aber nicht viele, und keine, die uns mochten. Viele kannte man irgendwie schon seit klein auf – da war es mit der Sexualität dahin; so etwas wie die Jugendliebe gibt es nicht. Es gab drei Arten von Frauen, haben wir damals gesagt: Mit den einen ist man verwandt, mit den anderen hatte man mal was, und mit den wieder anderen ist ein Freund zusammen. Manchmal fiel auch das eine in das andere oder das wieder andere in das eine. „Scherzkeks!“, sagt John, er steht im Gebüsch und pinkelt, ich warte auf ihn.

Die erste Frau = die einzige Frau des Lebens - oder sowas. Davon habe ich früher geträumt. Aber im Nachhinein bin ich froh, denn ich stelle mir vor, immer noch mit Julia Schmitz zusammen zu sein, mit ihr ein Haus in der Heimat zu haben, ich fahre morgens mit einem Auto zur Arbeit, und wenn ich wiederkomme, wird das Essen zubereitet und die Kinder spielen unter dem Tisch. Ich stelle mir das schön vor – aber nur für höchstens fünf Tage. Dann würde ich zurückwollen, in die Verlorenheit der Großstadt. Einsamkeit und Freiheit liegen oft dicht beieinander, es sind Geschwister und sie geben sich bei mir die Hand. Geschwister habe ich nicht, John hat einen älteren Bruder, der lebt im Ausland, Portugal, glaube ich. John und ich sind erhaben über die Biologie; wir haben uns die Geschwister selbst ausgesucht. Sei froh, dass du keinen Bruder hast, hat John früher immer gesagt – er wurde von seinem oft gehauen, glaube ich, oder zumindest geärgert. Sein Bruder kommt auch an den Feiertagen ins Dorf und bringt seine Familie mit. Eine Frau und drei Kinder. John ist ungern in der Heimat; mit seiner ehemaligen Familie war er nur einmal da, dann war es schon vorbei. „Immerhin habe ich es versucht!“, nuschelt er vor sich hin, während er sich die Hose zumacht. Dann sieht er mich direkt an: „Du hast es nie versucht. Sobald es ungemütlich wurde, bist du abgehauen.“ Er steht dicht neben mir. „Ich bin nicht immer einfach abgehauen. Ich wurde auch oft verlassen, mindestens genau so oft wie du!“, protestiere ich. John hat

sich wieder von mir entfernt; er steht vor einem Baum und betrachtet die Maserung im dunkler werdenden Orange des Sonnenuntergangs. Er zündet einen Joint an. Ich liebe ihn. Wenn ich wüsste, wie er das macht, wo er diesen Joint schon wieder so plötzlich her hat ... „Wir haben uns verlassen lassen“, sagt er, ohne mich anzusehen. „Wir haben nie gekämpft. Ich meine, klar, um eine Frau zu bekommen haben wir viel investiert, aber nicht, um sie zu halten. Wenn du verlassen wirst, bist du nicht der Böse, es ist nicht deine Schuld, kannst du dann sagen ... aber das stimmt so nicht.“ Schon früh wussten wir, dass wir irgendwann weg müssen aus der Heimat. Egal ob es Berlin, Marburg, Göttingen oder Dresden geworden ist. Nur wenige sind geblieben. Sie beschimpfen uns. Sie halten uns für arrogant, weil wir in Städten wohnen, studiert haben und vielleicht Kunst machen. Mit manchen kommuniziere ich oft auf Facebook, sie interessieren sich für mich, und wollen wissen, was ich schreibe. Ich lade sie auch manchmal ein, herzukommen nach Berlin. Aber niemand kommt.

Manchmal denke ich, wir hätten auch alle dort bleiben können: ein Bauernhof, jeder macht seinen Scheiß, geht seiner Kunst nach, wir bauen Gras, und auch Gemüse, autark leben, Bandkeller, wie wir es immer wollten, frei sein. Nur die Frauen, die hätten wir nicht anbauen können. Und wie hätten wir auf einem abgelegenen Bauernhof Mädchen kennenlernen sollen? „Durch unsere Tourneen, du Idiot!“ – In Johns Vorstellung wären wir dreimal pro Jahr mit „The Fleisch“, wie wir unsere Band genannt hätten, auf Tour gegangen. „Ja! Und da hätten wir genug fürs ganze Jahr gevögelt. Außerdem wären nach einer gewissen Zeit ganze Busse voll mir Frauen hergekommen; wir hätten Festivals veranstaltet, würden ökologische Kurse anbieten, wie man Tomaten anbaut und sowas ... weißt schon ... und wir hätten ein Gästehaus gehabt, und hätten Couchsurfer eingeladen ... ach man.“ John ärgert sich oft, dass keiner mitgemacht hat. Aber wie hätten wir uns auch einen Hof kaufen können, ohne Geld? Es wäre bestimmt möglich gewesen, wir hätten einen alten Hof renovieren müssen – ohne Ausbildung, ohne Geschick, ohne Geld. Aber ja, vielleicht hätten wir es probieren können.

„Haben Sie jemals für den Springer Verlag gearbeitet?“, fragt mich John. „Würden Sie zu Bayern München wechseln?“, „Haben Sie jemals über einen festen Wohnsitz verfügt?“ Es gibt unzählige dieser Fragen, die wir uns ausgedacht hatten, um sie den

potentiellen neuen Mitgliedern unseres autonomen Bauernhofes zu stellen. Ich muss nicht antworten. John weiß noch alle Fragen, ein ganzer Katalog von mehr als drei Seiten, verbunden mit einer Art Manifest, schon fast eine Kampfschrift.

Ich habe mittlerweile zwei Freunde, die für den Springer Verlag arbeiten. „Sofort kappen, die Freundschaft kappen“, sagt John. Aber das mache ich nicht. Ich frage mich, ob er auch die Freundschaft zu mir „kappen“ würde. Zum Glück komme ich nicht in Versuchung, für Springer zu arbeiten. Sie würden mich auch nicht nehmen.

Ich schaue John an, ich beobachte ihn in seinem Rausch: Er lehnt am Baum, hat die Augen geschlossen und zieht am Joint. Wir hätten ihn früher „Joint-John“ nennen können, aber das wäre etwas einfältig gewesen. Er hatte keinen Spitznamen, John ist John. Er ist ein guter Schlagzeuger gewesen. Ich weiß, dass er vor drei Jahren sein Schlagzeug verkauft hat. Er lügt immer noch und behauptet, es würde bei seinen Eltern im Keller stehen. Leider haben wir damals keine Aufnahmen gemacht – vielleicht ist es auch besser so, denn wir waren vielleicht die schlechteste Band der Welt. Aber laut, immerhin waren wir laut! Und progressiv, und subversiv. John sah auch gut aus hinter dem Schlagzeug, mir stand die Gitarre eher nicht so gut. Ich spiele nicht mehr. Ab und an hole ich das Instrument vom Schrank und zupfe, aber ich lege es schnell wieder weg. Es ist nicht mehr dasselbe, da steckt kein Gefühl mehr drin. Auch die anderen, Michael und Andy, machen keine Musik mehr. Es ist verloren, die Zeit des Rock´n Roll ist vorbei, schon lange. Sie war es schon bei unserer Geburt – es hat uns nur keiner gesagt. „Let there be rock“. OK, danke dafür. John war lange sauer, weil „wir“ die Band aufgelöst hätten. Dabei war er der erste, der zum Studieren weggegangen ist.

Ich sehe ihm ins Gesicht, ich sehe seine Tochter, ich sehe seine Gedanken an seine Tochter, an eine Liebe die er nie wollte, an etwas Verlorengegangenes, das er nie gesucht hatte, an ein geliebtes, unerwünschtes Leben. Er weiß nicht, wie es weitergehen soll. Es wird ein langer, zäher Streit werden, es wird Verletzte auf beiden Seiten geben, keine Rettung, keine Hilfe, vielleicht etwas Gnade, Ruhepausen, Momente der Übereinkunft, Inseln der Vernunft. Plötzlich öffnet er die Augen und starrt geradeaus, still, wie ein Hund, der etwas vernommen hat. Jetzt höre ich es auch: Stimmen von einer Gruppe Jugendlicher, mindestens acht Leute, auch Frauen sind

dabei, angetrunken, zwischen 0,8 und 1,2 Promille, der Jüngste 17, der Älteste 22 Jahre, nicht mehr als 300 Meter entfernt. John schaut mich an. Auf Blitzen auf andere Menschen zu treffen ist nicht gut. Wir sind ja auf keinem Festival. Wir brauchen einen Plan. „Lass uns immer geradeaus gehen!“, sagt John und geht los. Jemand musste entscheiden. Ich bin froh, dass er entschieden hat. Die Idee mit dem immer geradeaus gehen hatte er schon mal, wir sind in einen Wald gelaufen, damals in der Heimat, Stunden über Stunden, und kamen in einer uns vollkommen fremden Stadt wieder raus, haben dort etwas gegessen und den Bus zurück genommen. In Dresden werden wir nicht weit kommen, es wird Mauern geben. Aber Hauptsache, wir entfernen uns von der Gruppe.

Wir gehen rasch, trampeln auch über Gestrüpp und allerlei Sträucher, es ist düster mittlerweile, entfernt leuchten schwach die Parklaternen. Es ist nur eine Gruppe von angetrunkenen Jugendlichen, sage ich mir. So, wie wir früher. Wären wir in einer Großstadt aufgewachsen, wären wir dann zusammengeblieben, wären wir dann jetzt Rockstars? Oder doch eher noch früher vom Leben verschluckt? Verheiratet, geschieden, erneut verlobt, Kinder mit verschiedenen Frauen, ein Job, Urlaub auf Mallorca, Mietwohnung – das bedeutet in Deutschland: Heimat. Niemals aufzubrechen ohne sich umzudrehen, sondern saturiert sitzen zu bleiben, das ist das Vaterland: niemals zu weit vom Fernseher entfernen. „Die Menschen haben jetzt Smartphones“, mischt sich John erneut in meine Gedanken ein, er ist zum Glück der einzige, der das kann. Das Wort „Smartphones“ spricht er aus, als würde er sich übergeben müssen. Dabei hat er selber eins, ich warte nur auf den Moment, wenn er uns damit nach Hause navigiert. „Sie tragen jetzt alles mit sich herum und fühlen sich frei“, erzählt er weiter, er geht schneller als ich. „Die Heimat ist kompakter geworden.“ Ich bin mir nicht sicher, ob hieraus eine Diskussion entstehen sollte. Das sind alles verbrauchte Ansätze einer Kapitalismuskritik, längst überholt.

„Ich habe Durst!“, denke ich und John sagt es. „Wieso haben wir nichts Zutrinken mitgenommen?“, fragen wir gleichzeitig. Es gibt keine Antwort. Es gibt Probleme ohne Lösungen – man muss das akzeptieren. Man muss weitermachen, bis die Probleme zu einem gehören, bis sie Teil des Lebens sind, bis sie das Normalschöne zu etwas

Wunderbare machen, bis sie alles im Leben, was nicht diese Probleme sind, zu etwas Schönerem machen. ... Ich warte eine Weile, denn für gewöhnlich würde sich John einmischen; er würde sagen, dass ich schon wieder viel zu sehr in Kategorien hängen würde, dass ich die Welt nicht in positiv und negativ einstufen dürfe, weil die Bedeutung niemals über das Dasein zu bestimmen habe. „Wer interpretiert, ist selber schuld“, würde John sagen. Aber ich höre ihn nicht. Er geht immer noch vor mir, langsamer jetzt aber immer noch schnell. Bisher konnten wir unseren Weg immer geradeaus fortsetzen, nur ein paar Bäume und Gebüsche waren mal im Weg und zwangen uns zu minimalen Abweichungen. Keine Wände bisher – wie groß mag der Park sein? John geht. Vielleicht hängt er in seinen Gedanken fest, so, wie ich in meinen Gedanken festhänge. Vielleicht habe ich ihn verloren, in all den Jahren des entfernten Miteinanderlebens, in all den Jahren ohne Interpretation, ohne Deutung und Bedeutung, schlichtes Sein.

Bestimmt denkt er an seine Tochter, oder an seine Frau, oder an beide. Ich sollte mal versuchen, mich in seine Gedanken einzumischen, ihm zu antworten. Vielleicht weiß nicht nur er, was ich denke ... „Bestimmt werdet ihr eine Lösung finden“, sage ich laut. John reagiert nicht, er geht weiter, dreht sich nicht um. „Ich meine, die Situation ist scheiße, aber irgendwie wird sich das regeln, es gibt immer einen Weg“, versuche ich es erneut. Keine Reaktion.

„Lass uns nach Hamburg gehen!“, sagt John plötzlich und bleibt stehen. Er schaut weiter geradeaus, ich wäre ihm beinahe in die Fersen gelaufen. Hamburg. Hamburg soll es also sein. Soso. „Ja, Hamburg“, sagt John. „Die haben da alles: Kneipen, das Meer, Party, Drogen, ne Uni, Frauen, Spätkaufs ...“ mehr fällt ihm nicht ein. Früher wollten wir immer ins Ausland gehen, Mexiko City oder sowas, New York, Tokio, die ganz großen Dinger. Nun soll es also Hamburg werden. Fürs Ausland hätten wir einfach besser Sprachen lernen sollen, aber wir sind zu faul. Trotzdem wäre es möglich, man könnte immer noch Sprachen lernen. „Hamburg“, sagt John deutlich. Er weiß, dass ich nachdenken werde, und zwar lange. Aber ich muss entscheiden, bevor ich anfangen, zu lange nachzudenken, bis ich so lange nachdenke, dass es irgendwann nur noch heißt: hätte ich mich mal für Hamburg entschieden.

Entscheidungen sind was Schwieriges. Aber John hat entschieden. Er will also Frau und Kind aufgeben, er will ohne Job nach Hamburg gehen. „Mein Bruder kennt jemanden, der gibt uns seine Wohnung für weniger als 400 im Monat, das haben wir doch wohl. Für ein Jahr lang. Wir geben Hamburg ein Jahr.“ Wir bleiben stehen, die Stimmen der Fremden sind verschwunden. John hatte wohl mit meiner bedingungslosen Zuversicht und Zustimmung gerechnet. Er spürt, dass da was ist, dass es da einen Paul gibt, aber er kennt seinen Namen nicht. „Was hält dich in Berlin?“, fragt er deutlich. „Ich bin Berliner, wir gehen nicht nach Hamburg. Wie sieht denn das aus?“, sage ich. „Du bist kein Berliner, du bist Zugezogener“, sagt John und geht weiter, langsam, geradeaus. „Wir müssen neu anfangen. Hamburg ist perfekt“, sagt er noch.

„Die Wohnung in Hamburg hat auch einen Balkon. Du kannst das größere Zimmer haben. Es wird Zeit, dass du was aus dir machst. Du schreibst schon so lange, immer diese Geschichten über Freundschaft ... ich bin dein einziger Fan ... du solltest neu anfangen, einen Roman schreiben, in Hamburg gibt es Verlage ...“

„Ich habe doch noch gar nicht Nein gesagt.“

„Du überlegst zu lange!“

Dann gehen wir weiter, schweigend, ohne Gedanken. Die Blitze bringen sich in Erinnerung, ich hatte vergessen, auf Drogen zu sein. Wir gehen, hintereinander, jeder die Arme auf dem Rücken verschränkt, den Blick auf den dunklen Boden gerichtet. Dann stelle ich mir Hamburg vor: Ich würde nicht schreiben. Wir würden trinken und kiffen, vielleicht hätten wir sogar einen Fernseher. John würde vögeln, irgendwo schwarz arbeiten und auf die Sternschanze gehen, ich würde Paul vermissen. Vielleicht hätten wir mal wieder einen Dreier, das wäre schön, aber dafür müssen wir nicht nach Hamburg. Die Wohnung wäre nicht unsere, wir würden uns aber auch nicht um eine andere bemühen, die Mieten in Hamburg sind hoch, es ist dort sehr kalt, es regnet häufiger als in Berlin, er ist kleiner als Berlin. Marta würde nicht verstehen, dass ich weggehen würde, und Paul würde es auch nicht, wenn er anfängt, die Dinge zu verstehen.

